

KONSTANZER ARBEITSKREIS FÜR MITTELALTERLICHE GESCHICHTE E.V.
- SEKTION HESSEN -

35032 Marburg, Wilhelm-Röpke-Str. 6 C, Tel. 06421/28-24555, -24557

Protokoll der 280. Sitzung am 11. Juni 2005
im Historischen Institut der Universität Gießen

Prof. Dr. Ludger Körntgen (Tübingen):

Herrschaftspraxis und Politik.
Zur politischen Qualität ottonischer Königsherrschaft.

Leitung der Sitzung: Werner Rösener

Redaktion des Protokolls: Ines Heiser

Anwesende: Christoph Agel, Gießen; Carola Fey, Gießen; Ernst-Dieter Hehl, Mainz; Ines Heiser, Marburg; Hans Dietrich Kahl, Gießen; Gernot Kirchner, Marburg; Matthias Kloft, Frankfurt; Steffen Krieb, Gießen; Andrea Merte, Gießen; Andreas Meyer, Marburg; Marcel Moning, Gießen; Verena Postel, Marburg; Christine Reinle, Gießen; Werner Rösener, Gießen; Christian Stadelmaier, Gießen, Kerstin Wehrmann, Marburg; Harald Winkel, Gießen; Antje Ziemann, Marburg

Zusammenfassung

Die aktuelle Forschungsdiskussion zur Königsherrschaft der Ottonen stellt die konkrete Herrschaftspraxis in den Mittelpunkt. Kommunikation und Interaktion zwischen dem König und den Großen seines Reichs werden als entscheidende Dimensionen der Herrschaftsordnung sichtbar: einer Ordnung, die nicht auf statisch zu beschreibenden Strukturen aufbaute, sondern in der fortwährenden Interaktion der Herrschaftsträger immer wieder hergestellt, bestätigt und neu austariert wurde. Nach Gerd Althoffs Untersuchungen lässt sich für diese Kommunikation und Interaktion der ottonischen Herrschaftsträger, aber auch für weitere Bereiche mittelalterlicher Kommunikation eine Regelmäßigkeit aufweisen, die sich in zumindest indirekt erkennbaren „Spielregeln der Politik“ manifestiert. Eine entscheidende Rolle kommt dabei der Dimension des Symbolischen zu: Politische Kommunikation ist weitgehend symbolische Kommunikation, politisches Verhalten ist als symbolisches Ausdrucksverhalten weitgehend ritualisiert.

Auf das Verhältnis zwischen der Ebene des Symbolischen und Ritualen auf der einen sowie der politischen Realität auf der anderen Seite zielt die fundamentale Kritik, die jüngst Philippe Buc an der aktuellen historischen Symbol- und Ritualforschung geübt hat. Buc geht es dabei offensichtlich vornehmlich um das Politische als Dimension sozialen Lebens: Nicht zu Unrecht verweist er darauf, dass für die bahnbrechende soziologische Analyse des Gabentausches durch Marcel Mauss das Phänomen politischen Machtstrebens keine Rolle spielt. Die Geschichte der soziologisch und anthropologisch motivierten Ritualforschung wird in Bucs Deutung zu einer das 20. Jahrhundert umspannenden Geschichte der Politikvergessenheit. Auf Bucs Spuren hat kürzlich Thomas Ertl in einem Beitrag, der sich zugleich als Rezension der Habilitationsschrift des Vortragenden zum sakralen Königtum der Ottonen versteht, grundsätzliche Kritik an jenen Arbeiten zur früh- und hochmittelalterlichen Herrschaftsordnung geübt, die Gerd Althoffs Anregungen aufnehmen und nicht politische Intentionen und Vorstellungen, sondern das Verhalten der politischen Akteure und deren Interaktion analysieren. Diese methodischen Ansätze konfrontiert Ertl ebenso wie den Beitrag des Vortragenden mit dem Vorwurf der „Entpolitisierung“. Diese Etikettierung nimmt der Vortrag auf, um sie allerdings nicht als Deklaration eines Mangels, sondern als Beschreibung einer legitimen methodischen Perspektive zu verstehen. In genauerer Reflektion lässt sich der Begriff der „Entpolitisierung“ nämlich selbst historisieren: Er gehört in die Geschichte einer Ideologiekritik, die in den 60er und 70er Jahren schlechtweg alles zum Politikum erklärte und

die jeden Versuch der Differenzierung unter den Verdacht der Ideologie stellte, Ideologie verstanden als die manipulative Maskierung politischer Absichten.

Mit Rücksicht darauf müsste man schon Philippe Buc mit dem Vorwurf konfrontieren, zwar die Ritualforschung historisiert, aber die historische Bedingtheit der eigenen methodischen Entscheidung nicht ausreichend reflektiert zu haben. Bucs Arbeiten erwecken deshalb zumindest den Anschein, den Begriff des Politischen als gewissermaßen überzeitliche anthropologische Konstante vorauszusetzen, ohne nach deren historischer Differenzierung zu fragen. Demgegenüber versucht der Vortrag, an einzelnen Beispielen symbolischer Kommunikation und vor allem am Beispiel der Gründung des Bistums Bamberg durch Heinrich II. sowie in Analyse des Krönungsbildes im Regensburger Sakramentar des Königs (clm 4456, fol. 11^r) Bedingungen für einen epochentypischen Politikbegriff zu benennen, der die Ebene symbolischer Kommunikation einbezieht. Nur ein einseitiger Begriff von Politik als Machtpolitik motiviert uns, im Hinblick auf die Bamberger Bistumsgründung nach den politischen Absichten hinter der religiösen Fassade zu fragen. Die besondere Bedeutung religiöser Motive lässt sich vielmehr als ein wesentliches Merkmal eines epochenspezifischen Politikbegriffs herausstellen. Tatsächlich ist die religiöse Bedeutung der Bistumsgründung zugleich auch ihre politische: Das persönliche religiöse Motiv des Königs ist vor allem deshalb politisch, weil der König es mitteilt, weil es wichtiger Gegenstand seiner Kommunikation mit den Bischöfen ist und weil die ganze Herrschaftsordnung davon betroffen ist. Ebenso lässt sich die besondere politische Bedeutung der sakralen Ikonographie des Krönungsbildes im Regensburger Sakramentar nur angemessen verstehen, wenn die vorrangige Aussageabsicht der religiösen Heilsverheißung berücksichtigt wird. Das ist nur vordergründig eine „Entpolitisierung“: Politisch ist das Bild nicht als Medium, das bestimmte politische Ansprüche des Königs verkündet; politisch ist es, weil die liturgische Gemeinschaft, die den Codex verwahrt und benützt, durch die königliche Stiftung des kostbaren liturgischen Buches und durch die Appelle und Aussagen des Bildes in die Heilssorge des Königs einbezogen wird. Die religiöse Dimension des Bildes selbst ist politisch, weil sie Gegenstand der Kommunikation ist.

Diese Feststellung gilt nicht nur für die sakrale Ikonographie der ottonischen Herrscherbilder. Religiöse Stiftungen, Kirchbauten oder Darstellungen des Herrschers in liturgischen Handschriften, aber auch der ganze Bereich außerreligiöser Rituale und symbolischer Kommunikation: Das alles kann durchaus in bestimmten Situationen zur Äußerung oder Maskierung von Machtansprüchen und zum Ausdruck politischer Ordnungsvorstellungen genutzt werden. Diese Unterscheidung zwischen (macht)politischen Inhalten und der Ebene

ihrer Darstellung bleibt aber relativ. Im ganzen können wir Politik in ottonischer Zeit nicht als gesonderte Sphäre von Vorstellungen, Zielen und Machtansprüchen verstehen, die durch bestimmte Medien und symbolische Vollzüge zur Darstellung und Wirkung gebracht würden. Die Darstellung ist vielmehr die entscheidende Ebene des Politischen, und auf dieser Ebene sind die verschiedenen Momente nicht instrumentell aufeinander bezogen, sondern wirken gleichzeitig neben- und aufeinander. Ottonische Politik lässt sich deshalb als Kommunikation verstehen; entscheidend ist nicht der machtpolitische Inhalt, sondern die politische Form der Kommunikation. Ein solcher Begriff von Politik als Kommunikation bedarf allerdings weiterer Konkretisierung und Differenzierung.

Diskussion

Rösener: Das Verhältnis von Herrschaftspraxis und Politik in ottonischer Zeit in Bezug auf die Königsherrschaft haben Sie sehr anschaulich aufgegriffen. Sie haben sich hauptsächlich bezogen auf die Ausführungen von Buc und den aktuellen Aufsatz von Ertel in der Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, der eine Art Rezension zu Ihrer Habilitationsschrift darstellt. Sie fragen vor allem nach dem Verhältnis zwischen praktischem und symbolischen Verhalten in der ottonischen Königsherrschaft. Im Mittelpunkt steht dabei die Frage nach der Repräsentation und wie man diese einordnen muss: Geht es um Rituale und in welchem Zusammenhang stehen diese zum Vollzug der Herrschaftspraxis?

Als besonders signifikantes Beispiel haben Sie die Gründung des Bistums Bamberg genannt – welche Motive haben hier bei Heinrich II. gewirkt, wie ist dies zu interpretieren? Sie haben deutlich dargelegt, dass bei der Gründung dieses Bistums Grenzen der königlichen Macht sichtbar werden. Als weiteres Beispiel haben Sie zum Schluss das Krönungsbild Heinrichs II. angeführt; Sie haben versucht, den politischen mit dem religiösen Aspekt dieses Bildes in Zusammenhang zu bringen. Ausgangspunkt aller Ihrer Überlegungen war dabei der Aspekt der Kommunikation.

Kahl: Ich möchte Ihnen besonders darin beipflichten, dass unsere moderne Systematik im Grunde genommen oft mit zu engen Kategorien arbeitet, während im mittelalterlichen Lebenszusammenhang Bögen weiter gespannt werden als in unserem nachträglichen theoretischen Analysieren. Ich würde gern noch näher auf die Aachener Vorgänge von 953 zurückkommen. Diese Vorgänge scheinen mir doch sehr bedeutsam zu sein, denn Aachen war im Verständnis der damaligen Zeit schon etwas anderes als Quedlinburg; wenn der König dort nicht eingelassen wurde, dann blieb das eine Scharte, die dringend danach verlangte, ausgewetzt zu werden. Ist das in irgendeiner Form später gelungen, oder blieb diese Niederlage Otto erhalten?

Körntgen: Aachen ist eher eine Kurzformel für das, was hier geschehen ist. Aachen war bereits ein Ausweichort, das ursprüngliche Problem lag in Franken, wo Otto erstmals mit den Forderungen von Liudolf und Konrad konfrontiert wurde. Schon in Franken ließ man ihm offensichtlich nicht die Bewegungsräume, die er brauchte und Aachen war sozusagen ein zweiter Versuch. Aachen gehörte allerdings zum Rechtsbereich Konrads II., des Herzog von Lothringen, und deshalb war es kein Wunder, dass Otto sich auch in Aachen nicht durchsetzen konnte. Wenn ich es aber richtig sehe, ist die symbolische Aussagekraft Aachens

in dieser Zeit doch nicht so besonders groß, zumindest ist sie für uns nicht so definitiv wahrzunehmen. Aachen spielte keine besonders prominente Rolle im normalen Festtagrhythmus: Es ist natürlich Krönungsort, aber das Aachener Problem wurde nicht in gleicher Weise rituell kompensiert, wie etwa zehn Jahre später der Magdeburger Vorfall, als Hermann Billung königliche Rechte usurpierte und ein Jahr später der König in Magdeburg demonstrativ genau diese Rechte wahrnahm und dadurch den rituellen Verstoß kompensierte. In Aachen lässt sich kein Vorfall festmachen, der sich eindeutig in diesen Kontext stellen ließe. Es gab allerdings auch vom zeitlichen Ablauf her kaum eine Möglichkeit für Otto zu einer spezifisch auf diesen Vorfall ausgerichteten Kompensation: Der Konflikt zog sich hin bis zum Vorabend der Lechfeldschlacht – mit dem dortigen Erfolg waren dann anschließend alle denkbaren Momente von Prestigeverlust ausgeglichen.

Hehl: Die Ritualforschung nahm ursprünglich von da ihren Ausgang, dass man feststellte, dass der Staatsbegriff des 19. und 20. Jahrhunderts nicht ausreichte. Wenn ich Ihren Vortrag richtig verstehe, so erheben Sie zu Recht die Kritik, dass wir dagegen immer noch mit demselben Politikbegriff arbeiten. Dieser spielt auch in der Kritik von Buc und Ertel eine Rolle – den Politikbegriff des 19. und frühen 20. Jahrhunderts müssten wir also intensiv überdenken.

Zur Frage nach Symbolik und Konfliktlösung: Es gibt auch Konflikte, die nicht symbolisch gelöst werden; auch diese sollte man zur Untersuchung hinzuziehen: In diesen Fällen tritt die Machtpolitik hervor, etwa bei den Auseinandersetzungen mit den Ungarn nach 955 – diese würde ich nicht als symbolisch bezeichnen. Besonders spannend finde ich in diesem Kontext, was Buc über den vierfachen Schriftsinn sagt: Dies sei ein Gegenbegriff zum Ritual, weil er Distanz voraussetze. Ich glaube, so zugespitzt trifft diese Feststellung nicht zu, aber man kann mit dem vierfachen Schriftsinn dennoch gut arbeiten – es handelt sich ja nicht um getrennte Schriftsinne, sondern es ist ein Schriftsinn, bei dem alle vier Stufen durchlaufen werden können. Wenn man dies so anwendet, kommt man ebenfalls zu der Quintessenz Ihres Vortrags: Beim Bamberger Beispiel ist der Dom als Memorial- und Grabeskirche bereits im vierten, höchsten Schriftsinn gedeutet, der ja auf das Jenseitige hinführt. In Zusammenhang mit dem Bamberger Dom findet man aber im Kleinen ebenso den konkreten, historischen Schriftsinn: Wenn zum Beispiel der Altar des Adalbert vom Salzburger Erzbischof geweiht wird, dann weist dies darauf hin, dass aus dem Salzburger Raum heraus missioniert wurde; Polen wird dabei absichtlich in den Hintergrund gerückt.

Noch spannender sind diese Bezüge bei dem Krönungsbild, das Sie am Ende gezeigt haben: Man kann es durchaus im historischen Schriftsinn so interpretieren: Es zeigt den legitim zur Herrschaft berufenen Heinrich – das ist sicher die Lesart, die 1002 galt und unverzichtbar ist. Aber diese Lesart kann nicht wirken, wenn sich nicht bestätigt, dass dieser König auch gleichzeitig zum Ewigen Leben berufen ist. Das wird sich im Laufe seiner Regierungszeit erst zeigen und endgültig erst nach seinem Tod. Man hat in diesem Bild somit die Möglichkeit, die Vorgänge sehr genau untersuchen zu können und zwar nicht, indem man das religiöse und das politische Element, bzw. die einzelnen Ebenen des vierfachen Schriftsinnes gegeneinandersetzt, sondern indem man sie in gewisser Weise zusammenführt. Diese Zusammenführung muss gelingen – jemand, dem sie nicht gelang, dürfte Heinrich der Zänker in Quedlinburg gewesen sein. Dieser konnte sich zwar gewissermaßen in einem historischen Schriftsinn etablieren, aber er konnte keine weitere Sinnebene auf sich übertragen; damit war sein Projekt politisch gescheitert. Eventuell würde also das Modell des vierfachen Schriftsinnes, soweit man es nicht als Distanzbegriff zum Ritual betrachtet, als Ansatz nützlich sein, um Texte in ihrer ganzen Spannbreite lesen zu können.

Körntgen: Ich würde Ihnen da in fast allem zustimmen. Es ging mir darum, das Problem des Politikbegriffes parallel zur Diskussion um die Staatlichkeit stärker zu akzentuieren. Es gibt in diesem Zusammenhang zwar bereits Diskussionen, meist geht man aber ohne weitere Klärung von einem engen Politikbegriff aus. Mir kam es darauf an, darauf hinzuweisen, dass Politik nicht immer nur eine Übersetzung eines politischen Kerns in verschiedene Aktionen ist, sondern dass zum Politikbegriff verschiedene Arten von Aktionen und verschiedene Arten von Vorstellungen und Intentionen gehören. Vielleicht kommt man daher etwas weiter, wenn man Politik stärker als ein Phänomen der Kommunikation versteht. Das ist natürlich auch problematisch, weil sich letztlich alles in Kommunikation auflösen lässt – es wird damit schwierig, das spezifisch Politische herauszustellen. Zumindest als Problemhorizont dürfte diese Definition aber durchaus nützlich sein.

Noch ein Kommentar zu dem Krönungsbild: Ich polemisiere deshalb gegen die Interpretation des Auswahlgedankens der Lanze, weil ich den Eindruck habe, dass man zu häufig an diesem Punkt stehen bleibt. Mir scheint alles Weitergehende schon von der ikonographischen Tradition her wichtig: In der gleichen Handschrift wird genau diese Gestaltung der knospenartigen Verdickungen für ein Lebensbaummotiv verwendet, deshalb meine ich, man kann die Lanze nicht einfach nur als „Auswahlstab“ deuten; die Tendenz geht hier – im Sinne

des vierfachen Schriftsinnes – wesentlich weiter. Es geht mir also darum, Verkürzungen zu vermeiden.

Ergänzend dazu: Ich halte es für methodisch bisher nicht geklärt, ob man überhaupt voraussetzen kann, dass das Bild schon im Jahr 1002 entstanden ist. Der einzige Grund, das Bild auf dieses Jahr zu datieren, ist die Interpretation, die sich bemüht, es unmittelbar an den Krönungsakt heranzurücken. Es gibt aber kein äußeres, hilfswissenschaftlich fundiertes Kriterium, die Handschrift selbst zwingend auf 1002 zu datieren – jegliche inhaltliche Interpretation, die ein Zeugnis auf einen bestimmten Moment hin zuspitzt, steht jedoch methodisch in der Gefahr, durch bessere hilfswissenschaftliche Kenntnisse obsolet zu werden. Das könnte mit dem der Datierung des Regensburger Sakramentars durchaus passieren. Herr Kuder, mit dem ich diese Frage diskutiert habe, sagte mir, stilgeschichtlich würde er das Bild eher später einordnen. Ich hätte keine Schwierigkeiten damit, die Handschrift etwa 1007 oder 1010 entstanden zu sehen, weil ich nicht glaube, dass man eine Handschrift als unmittelbaren Kommentar zeitgleich zu einer bestimmten historischen Situation erstellt hat. Ich stimme gerne zu, dass diese Darstellung der Lanze den Wahlaspekt bei Heinrich im Unterschied zu seinen Vorgängern akzentuieren kann. Es könnte aber sein, dass man irgendwann noch Kriterien findet, um die Handschrift eindeutiger zu datieren: Möglicherweise ist sie doch erst 1007 nach der Gründung Bambergs entstanden und war bereits von Anfang an als Geschenk für Bamberg bestimmt; es gibt zumindest nichts, was dem definitiv widersprechen würde.

Hehl: Es spricht einiges dafür, dass man die Datierungsfrage offen lässt: Wenn man einen Kunstgegenstand nur aktuell interpretieren kann, dann entfaltet dieser in der Regel keine überzeitliche Wirkung. Das heißt, ein Kunstwerk muss irgendetwas enthalten, das über das aktuell Historische hinausweist: Dies ist genau die Leistung, die der vierfache Schriftsinn vollziehen kann – insofern ist das ein sehr passender Ansatzpunkt.

Krieb: Sie haben ja sehr prägnant gezeigt, dass Politik in ottonischer Zeit keine abgegrenzte Sphäre ist, die man von anderen Bereichen – wie Religion und Wirtschaft – klar trennen könnte. Das stimmt gut mit neueren Theorieangeboten überein. Die Luhmannsche Systemtheorie ist für das Mittelalter nicht geeignet: Man hatte noch keine funktional ausdifferenzierten Systeme, so dass man etwa sagen könnte, es wurde in der Politik nur mit dem Medium Macht gearbeitet. Stattdessen scheint ein ähnliches Konzept wie bei Apel zugrunde zu liegen – Politik als Streben nach Macht. Sie haben für einen epochenbezogenen Begriff der Politik in ottonischer Zeit plädiert und zum Schluss vorgeschlagen, Politik zu

definieren als „alles, was man kommunizieren kann“. Das wäre nun ein sehr weiter Begriff und würde in Hinblick auf alles, was die Politik betrifft, eher einen Anfang bilden: Sehen Sie eine Möglichkeit, das stärker einzugrenzen? Mein zweiter Punkt wäre eine Bemerkung zur Zeitgebundenheit der Konzepte: Als Parallele ist mir hinsichtlich des religiösen Aspektes und der symbolischen bzw. rituellen Kommunikation aufgefallen, dass es auch einen modernen Staatschef gibt, der sehr religiös argumentiert, obwohl das in der Diskussion meist zur Seite geschoben wird und man beispielsweise die Frage nach der Verfügbarkeit von Öl oder andere politische Gründe anführt. Die Frage in unserem Zusammenhang ist, ob es nicht eventuell sinnvoll wäre, die religiöse Motivation doch ernst zu nehmen. Gerade in Bezug auf Heinrichs Handeln in Bamberg muss man doch sagen, dass er hier sehr erfolgreich war: Er ist einer der wenigen deutschen Könige, die die Heiligsprechung erlangt haben – die Bistumsgründung war so gesehen eine gute Investition.

Körntgen: Meine Überlegung geht genau dahin, dass Heinrich diese Heiligsprechung bezweckte und dass er so also sein Ziel erreicht hat. Die Heiligsprechung als solche ist ja eine einzigartige Möglichkeit, den Erfolg königlicher Herrschaft zu demonstrieren.

Zum Politikbegriff: Ich verstehe, dass es – gerade bei Buc – einen gewissen Überdruß gibt gegenüber der überbordenden Anleihe bei Ethnologie und Anthropologie. Wir müssen wohl in erster Linie berücksichtigen, dass wir es insgesamt mit exegetisch geschulten Personen zu tun haben: bei den Verfassern der Berichte, aber auch bei vielen der Beteiligten. Dennoch muss weiterhin auch eine methodische und theoretische Diskussion möglich sein, die ethnologische und anthropologische Konzepte einbezieht. Wir müssen versuchen, genauere Kriterien zu finden, welche Momente gegeben sein müssen, um eine Kommunikation zu einer politischen Kommunikation zu machen: Wesentlich wichtiger als das bloße Austauschen von abstrakten Vorstellungen wird in diesem Zusammenhang die konkrete symbolische Kommunikation sein. In welchem Rahmen die politische Kommunikation dann aber ganz genau definiert werden könnte, bliebe noch zu klären.

Rösener: Es ist natürlich wesentlich, auf welchen Politikbegriff – einen engen oder einen weiten – man in diesem Zusammenhang zurückkommt. Sie haben noch einen weiteren wichtigen Begriff genannt, den der Herrschaftspraxis. Meine Frage wäre: Was verstehen Sie unter Herrschaftspraxis? Wo liegt die Abgrenzung zur Herrschaftssymbolik? Wo sind hier Bruchstellen oder Übergangsformen? Mir scheint in den ganzen neueren Diskussionen zur Ottonenzeit vor allem die Frage nach den Grundlagen der ottonischen Königsherrschaft

wichtig zu sein. Dabei spielten die symbolischen Formen durchaus eine wichtige Rolle, aber wesentlichen Faktoren der Herrschaftspraxis waren auch materieller Natur: Wo lag das Königsgut? Wo verlief der königliche Reiseweg? Auf welche politischen Zentren konnte der Herrscher sich verlassen? Wie war das Verhältnis zwischen politischen und wirtschaftlich-materiellen Zentren? Das Beispiel mit dem Osterfest in Aachen ist in diesem Zusammenhang sehr sprechend: Otto konnte das Fest dort nicht wie ursprünglich im Itinerar vorgesehen abhalten. Das hing aber sicherlich auch damit zusammen, dass die Ressourcen in Aachen in dieser Zeit sehr knapp waren und er auch deswegen in sein sächsisches Herrschaftszentrum ausweichen musste, wo er die notwendige Basis hatte. Das muss man bei den Ottonen auf jeden Fall berücksichtigen: Wenn diese materielle Basis nicht existiert hätte, dann wäre alle Symbolik umsonst gewesen: Symbolik kann zwar sehr schön und aussagekräftig sein, aber sie bringt wenig für die tatsächliche Königsherrschaft. Zusammengefasst: Welchen Stellenwert können Sie der konkreten Herrschaftspraxis hier geben und welche Rolle spielen die materiellen Grundlagen der Königsherrschaft unter den Ottonen?

Körntgen: Ich würde gerade diesen Stellenwert ganz besonders hoch einschätzen. In meinem Verständnis beinhaltet der Begriff „Herrschaftspraxis“ diese beiden Seiten: Er sollte nicht nur den Bereich des symbolischen Verhaltens umfassen, sondern natürlich auch den Bereich der Grundbedingungen. Mir liegt ebenfalls der Verdacht nahe, dass man hier oft zu viel Bedeutung unterstellt – etwa bezüglich der Gründe für eine bestimmte Ortswahl – wenn man nicht beachtet, welche Möglichkeiten dem Herrscher überhaupt zur Auswahl standen. Zu beginnen ist bei der Analyse politischer Vorgänge also mit einer Beobachtung der materiellen Herrschaftsressourcen. Forschungsgeschichtlich war es allerdings ein wichtiger Impuls von Hagen Keller, dass – eben weil die materiellen Ressourcen damals so gering waren – die entscheidenden Herrschaftsressourcen der Ottonen eigentlich die immateriellen gewesen seien. Dieser Aspekt hat wesentlich dazu beigetragen, den Blick in dieser Hinsicht etwas mehr zu schärfen und ein differenzierteres Bild der Herrschaftsmechanismen zu erhalten. Im Reichenauer Tagungsband von 1996 gibt es einen Beitrag von Tim Reuter über Herrschaftsrepräsentationen, wo eben diese Unterscheidung getroffen wird: Auf der einen Seite gibt es die Grundlagenforschung, etwa Pfalzenforschung, der andere Strang ist symbolische Kommunikation. Eigentlich wäre es wichtig, diese beiden Bereiche besser zu koordinieren, um zu einem Gesamtbild zu kommen. Ich denke, unter dem Thema „Herrschaftspraxis“ ließen sich solche kombinierten Untersuchungen recht gut durchführen.

Der Begriff der „Praxis“ sollte in diesem Verständnis daher unbedingt beides – die materielle und die immaterielle Seite, die Grundlagen und das Verhalten – beinhalten.

Kloft: Einige weitere Aspekte zu der Frage nach der Politik, die mich in diesem Zusammenhang besonders interessieren: Von der Exegese her sollte auch das Exemplarische der Darstellung thematisiert werden. Wieso wird ein Ritual überhaupt berichtet? Zumeist doch, um das Funktionieren bzw. das Nicht-Funktionieren von Herrschaft zu demonstrieren. Im Sinne einer aufgeklärten Politikdiskussion könnte man also sagen: Das Ritual wird von Wissenden genutzt, um Unwissende zu täuschen. Diese Kritik gibt es bereits in den mittelalterlichen Quellen, nämlich dann, wenn der Vorwurf der List auftaucht, also das Ritual nicht ritualkonform benutzt wird. Wichtig ist damit für eine Deutung des hinter dem Bericht stehenden Geschehens auch, dass der Autor, sei es jetzt Thietmar oder Widukind, die Ritualnutzung gewissermaßen exemplarisch zeigen wollte, so wie im Grunde jede biblische Geschichte von in der Exegese exemplarisch gedeutet wird. Man muss daher wohl vor jeder weiteren Untersuchung klären, dass das Ritual im ursprünglichen Sinne – nicht in Täuschungsabsicht – genutzt wurde, um damit Politik zu machen.

Körntgen: In diesem Kontext erzählt Thietmar an einer Stelle einen problematischen Fall von fataler Auswirkung von Möglichkeiten, die das Symbolverhalten bieten kann. Es geht dabei um eine Fahne, die vor dem Zelt eines Markgrafen hängt und von einem Vorbeikommenden mitgenommen wird – damit hat der Markgraf sein Lehen verloren. Das ist eine Geschichte, die in der Forschung gerne erwähnt wird; bisher hat sich allerdings niemand mit einer eingehenderen Deutung befasst, bzw. mit der Frage, was Thietmar hier ausdrücken wollte: Hat das Ereignis tatsächlich so stattgefunden? Tim Reuter vertritt in dem angesprochenen Aufsatz die Meinung, dass dies ein Beleg dafür sei, dass der Vorgang des Lehensverlustes sich tatsächlich so ereignen konnte. Er zieht dann eine Parallele zu der Aachener Feier, die nicht stattfinden konnte, und zieht den Schluss, dass man durch symbolisches Verhalten ganz erheblichen Einfluss auf bestimmte Vorgänge nehmen konnte. Die Frage ist aber, ob man nicht in der Realität doch Möglichkeiten hatte, dies zu kompensieren. Ich hätte eher Zweifel, dass die beschriebenen Ereignisse so wörtlich hinzunehmen sind, wahrscheinlich sollte man die Geschichte bei Thietmar nicht ganz so naiv als unmittelbaren Tatsachenbericht lesen. Das ist ein Problem, das auch Philippe Buc mit Recht anspricht: Natürlich finden wir in der Historiographie nicht immer realistisch exakte Schilderungen von Ritualen um ihrer selbst willen. Gerd Althoff macht es sich insofern vielleicht hin und wieder zu einfach, wenn er sagt,

es sei unbedeutend, ob das Ritual tatsächlich so stattgefunden habe, es gehe vielmehr um die Vorstellungsmöglichkeiten der Rezipienten hinsichtlich möglicher Rituale. Diese Argumentation ist allerdings auch nicht vollständig von der Hand zu weisen: Etwas, das glaubhaft als Realität vermittelt werden kann, besitzt damit auch einen gewissen Bezug zur Realität. Das Problem bleibt aber, diese Bezüge in ihrer graduellen Abstufung für den Einzelfall nachzuweisen. Bei der zitierten Thietmarstelle ist noch mit zu bedenken, dass Thietmar mit dem Übeltäter Heinrich von Schweinfurt und dessen Mutter verwandt war und dass die ganze Geschichte vermutlich so erzählt wurde, dass sie von der Problematik solchen Verhaltens in der eigenen Familie ablenken sollte. Trotzdem glaube ich, dass sie dennoch aussagekräftig ist für das, was an Potential in der Verstehbarkeit und der Anwendbarkeit von Symbolen enthalten ist.

Postel: Sie haben in Ihrem Vortrag das Interesse der Könige an der religiösen Heilssicherung als Spezifikum gerade der ottonischen Königsherrschaft gekennzeichnet. Ich würde gern die Frage stellen, was diese ottonischen Könige konkret unterscheidet von beispielsweise den Karolingerkönigen, die ebenfalls Antrittsbesuche bei berühmten Bischöfen machten, mit diesen Konsens feierten und anfallende Probleme erörterten, oder auch Konrad I., der seinen Antrittsbesuch in Konstanz machte. Was ist das spezifisch Ottonische im Rahmen einer Gesamtkonzeption von frühmittelalterlichem Königtum, die den *rex* als *sacerdos*, die Vorbilder der alttestamentlichen Könige also, im Auge hatte?

Körntgen: Ich würde sagen, dass dieser Aspekt des Herrschaftsverständnisses und auch der sakralen Herrschaftsdarstellung nicht übermäßig spezifisch ist. Studien zur Herrschaftspraxis, zum symbolischen Verhalten und zu anderen Strukturelementen haben ergeben, dass ent- und unterscheidend vielmehr die Tatsache ist, dass im Bereich der Herrschaftsmittel und –ressourcen vieles andere nicht existierte. Der Unterschied wäre also, dass ähnliche Verhaltensweisen oder ähnliche Interessen, die alle mittelalterlichen Herrscher zeigen, in ottonischer Zeit eben deshalb einen größeren Stellenwert erlangen konnten, weil es manches andere an spezifischen Äußerungs- und Wirkungsmöglichkeiten des Königtums nicht gab. Gerade durch dieses Wegfallen von vielen anderen Aktivitäten gewann das Symbolische und das Sakrale so eine überragende Rolle. Das hat bereits Hagen Keller formuliert – die sakrale Legitimation des Königs ist für ihn die entscheidende Herrschaftsressource. Sagen wir also, die Art und Weise, wie bei den Ottonen in weniger institutionalisierten Abläufen die Königsherrschaft funktionierte, war nicht prinzipiell anders als in anderen mittelalterlichen

Zusammenhängen, die symbolische Praxis hatte allerdings ein größeres Gewicht, weil ihr manche Korrektive und manche Ergänzungen fehlten.

Reinle: In Ihrem Vortrag und der Diskussion sind zwei verschiedene Formulierungen gefallen. Zunächst wurde gesagt, dass Politik das sei, was kommuniziert werde, später dann, dass Politik Kommunikation sei. Diese beiden Äußerungen sind allerdings nicht deckungsgleich. Ich würde sofort zustimmen, dass wegen des niedrigen Maßes an Institutionalität in der Ottonenzeit der Ausgleich von Interessen bzw. das Austarieren von Hierarchien sich des Mittels der Kommunikation zwingend bedienen muss. Kommunikation wäre entsprechend ein Mittel, um Politik im Sinne des Aushandelns von Ansprüchen zu betreiben. Dann wäre allerdings auch zu erwarten, dass Kommunikation in diesem Sinne an Bedeutung verlieren muss, wenn beispielsweise im 12. Jahrhundert das Recht einen neuen Stellenwert bekommt. Diese große Bedeutung der Kommunikation wäre damit doch etwas, was spezifisch für das 10. Jahrhundert ist und was später in der Karolingerzeit in eine andere Gewichtung erföhre. Insofern könnte ich mir vorstellen, dass Kommunikation eins der entscheidenden Mittel der Politik ist; Kommunikation ist sehr politisch in dieser Zeit, aber sie geht nicht darin auf – Politik ist nicht allein „das, was kommuniziert wird“.

Körntgen: Dieser Problematik bin ich mir durchaus bewusst – auch deshalb habe ich die entsprechende Formulierung gewählt. Politik ist zunächst potentiell alles, was kommuniziert wird. Diese Umschreibung muss noch konkreter gefasst werden, die Frage nach geeigneten Kriterien zu einer spezifischeren Eingrenzung muss noch geklärt werden.

Als großen Vorteil bietet gerade diese Betonung der Kommunikation allerdings einen Spielraum, innerhalb dessen Übergänge zu anderen Epochen weniger simpel oder eindeutig festgeschrieben werden müssen, indem man sie als Akzentverlagerung fasst. Ich habe kürzlich in diesem Zusammenhang einen Vortrag von Roman Deutinger gehört, der sich mit der späten Karolingerzeit im Ostfrankenreich beschäftigt: Er beschreibt bewusst das späte ostfränkische Reich mit der Terminologie der Ottonenforschung, um darauf hinzuweisen, dass die Perspektive auf die Karolingerzeit im allgemeinen eher eingeschränkt sei. Auch die Arbeiten von Steffen Patzold gehen in eine ähnliche Richtung, indem sie betonen, dass die Grenzen der ottonischen Zeit nicht zu eng zu ziehen seien. Als Beispiel wäre hier etwa der Bereich des Rechts anzuföhren: Natürlich ist der andere Stellenwert von Recht in der ottonischen Zeit ein entscheidendes Merkmal, ein wichtiges Unterscheidungskriterium zur Abgrenzung der Epochen, aber in der gegenwärtigen Forschungsdiskussion lässt sich nicht exakt feststellen,

wann dieser Wandel einsetzt, welchen Stellenwert das Recht etwa im 11. Jahrhundert hatte. Auch hier würde ich eher mit einem Akzentverlagerungsmodell arbeiten, entgegen sehr pointierten Formulierungen etwa bei Althoff, der feststellt, schon seit der Salierzeit habe das königliche Gericht eine außerordentliche Bedeutung gehabt. Die Frage, von der man in erster Linie ausgehen sollte, ist, ob sich jeweils der Gesamtzusammenhang leicht ändert – dass man beispielsweise zu einem bestimmten Zeitpunkt eine größere Zahl von bestimmten Fällen hatte, während diese fünfzig Jahre früher potentiell auch verhandelt werden konnten, aber nur selten auftraten. Ich würde also nicht mit engen Epochenabgrenzungen arbeiten wollen, sondern ein Modell der Gewichtverlagerung unterstützen.

Hehl: Politik als Kommunikation heißt doch letzten Endes Kommunikation nach innen. Damit ergibt sich ein Problem: Die Quellen bieten gewissermaßen eine Sicht nach innen und die deutsche Forschung favorisiert in vieler Hinsicht auch diese Sicht. Damit wird ein kontinuierliches Politikfeld allerdings übersehen, nämlich die ebenfalls stets präsente Außenpolitik. Heinrich I. erprobte seine militärischen Kräfte zunächst an den Slawen, bevor er die Ungarn unterwarf, Otto III. führte regelmäßige Züge gegen die Slawen durch, bei Heinrich III. haben wir regelmäßige Ungarnzüge. Das ist auch Politik der Zeit, das ist ein Bereich, der von der Forschung weitgehend ausgeklammert wird. Vielleicht hängt das damit zusammen, dass diese Räume – von den Zeitgenossen, häufig aber auch in der Forschung – noch lange Zeit als politikunfähig betrachtet wurden und werden. Wenn diese Völker dann ab dem 11. oder 12. Jahrhundert Könige haben, wird das politisch anders bewertet. Insgesamt steht man aber oft in der Gefahr, Politik und Machtpolitik aus dem Geschichtsbild des 10. Jahrhunderts auszublenden, zumindest was das Außenpolitische angeht. Wie würde sich dieser Bereich in Ihr Konzept einordnen? Das wäre allerdings ein Gebiet, was sich kaum als Kommunikation beschreiben ließe.

Körntgen: In dieser Frage würde ich Ihre Skepsis nicht ganz teilen. Ich bin mir nicht sicher, ob man die Aktionen gegenüber den Slawen als Politik bezeichnen sollte. Das ist eher vorstaatliches Verhalten von Tributeintreibung und organisierten Beutezügen mit dem Ziel der Akkumulation von Ressourcen. Allgemein ist dies daher – nicht nur im Kommunikationszusammenhang – eher nicht als Politik zu sehen, sondern es ist eine Verhaltensweise, die noch in einer Tradition des jährlichen Kriegszuges zur Befriedigung der Interessen der Gefolgschaft steht, wie man sie in der Forschung gerade für die Karolingerzeit intensiv diskutiert hat. Bei den Ottonen würde ich dagegen sagen, dass dies nicht ein

Paradebeispiel für die Außenpolitik, sondern eher einen Nebenschauplatz darstellt. Sobald der Partner im Osten dann „politikfähig“ wurde, als etwa Boleslaw Chrobry als Fürst eines benachbarten Herrschaftsbereiches agierte, dessen politische Eigenständigkeit zunehmend wahrgenommen und durch die Verwendung des Namens „Polen“ artikuliert wurde, kann Heinrichs II. Verhalten gegen ihn – die andauernden Kriegszüge, die ein vordringliches Ziel seiner Außenpolitik darstellten – durchaus als das Ergebnis eines Misslingens von Kommunikation gedeutet werden. Ähnliches gilt für die Ungarnzüge Heinrichs III.: Auch hier kann man – wenigstens gegen Ende dieser Phase – sagen, dass es sich weniger um das Ergebnis von Machtpolitik handelte, sondern dass der Konflikt aus Loyalitätsgründen ausgetragen wurde: Heinrich musste immer wieder Kriegszüge unternehmen, weil er sonst sein Prestige gegenüber seinen Verbündeten in Ungarn verloren hätte – als Ergebnis von Politik in einem machtpolitischen Sinne ist sein Verhalten hier wohl in erster Linie nicht zu deuten.

Hehl: Damit haben Sie aber einen Punkt, nämlich die ständigen Kriege nach dem großen Slawenaufstand, noch nicht angesprochen: Bei diesen Auseinandersetzungen erfolgte ein Feldzug nach dem anderen, es handelte sich also nicht um einzelne Beutezüge.

Körntgen: Man könnte aber gerade hier den Eindruck gewinnen, dass es sich dabei um eine Art ritualisierter „Events“ handelte, die jährlich stattfanden – dahinter stand gerade keine konzipierte Politik. Diese militärischen Aktionen wurden hauptsächlich von den Markgrafen getragen, es handelte sich weitgehend um Ressourcenkämpfe in den Grenzregionen. Als eine zielgerichtete Politik ist das wohl nicht einzustufen.

Reinle: Damit wäre davon auszugehen, dass Politik in diesem Verständnis immer etwas Dialogisches sein muss, wobei man die Gegenseite auch als Partner wahrnimmt - das ist bei diesen Beutezügen gegen die Slawen kaum der Fall. Es würde also zwingend zu diesem Kommunikationsmodell gehören, dass man den anderen als Partner akzeptiert – ihn beispielsweise auch für Heiratsbeziehungen in Erwägung zieht.

Körntgen: Zu diesem Thema der Wahrnehmung möchte ich bestätigend etwas ergänzen: In einem anderen Kreis haben wir kürzlich die Frage diskutiert, welche politischen Hintergründe die Vorstellung der unbegrenzten Zuständigkeit des Erzbistums Magdeburg nach Osten hin hatte. Handelte es sich dabei um Ostpolitik? Man könnte auch die Meinung vertreten, dass das

einfach einen Ausdruck dessen darstellte, dass man sich östlich von Sachsen keiner politischen Größe, keines möglichen Partners bewusst war, sondern hier lediglich eine große leere Weite sah. Ab dem zweiten Drittel des 10. Jahrhunderts agierte dann Mieszko I.; es gab also plötzlich einen Partner, mit dem man kommunizieren musste und dies auch tat. Das wäre beispielsweise eine Frage, die man innerhalb des vorgeschlagenen Kommunikationsmodells untersuchen könnte: Entstand hier eine andere Art von Kommunikation dadurch, dass jemand auftrat, der beinahe auf gleicher Ebene agierte, der als beinahe gleichwertiger Partner wahrgenommen wurde? Möglicherweise täuschen einen die Quellen hinsichtlich dieser Wahrnehmung der anderen oft. Zu berücksichtigen wäre in diesem erweiterten Kontext beispielsweise, dass Wilhelm von Mainz der Sohn einer slawischen Prinzessin war, mit deren Familie vielleicht – jedenfalls nach den Theorien von Christian Lübke – die Ottonen anfangs mehr an politischer Kommunikation im Sinne hatten als sich schließlich entwickelte.

Kahl: Könnte in diesem Zusammenhang nicht auch die Frage nach der Religion eine Rolle spielen? War es in diesen Zusammenhängen der Politik entscheidend, ob man es dort im Osten bei den jeweiligen Gegnern respektive Partnern mit „Heidenhunden“ oder mit „Christenmenschen“ zu tun hatte?

Körntgen: Ja, zumindest unter Heinrich II. ist das durchaus ein Aspekt, der aber gerade von den Gegnern seiner Politik, vor allem von Brun von Querfurt, eingebracht wird.